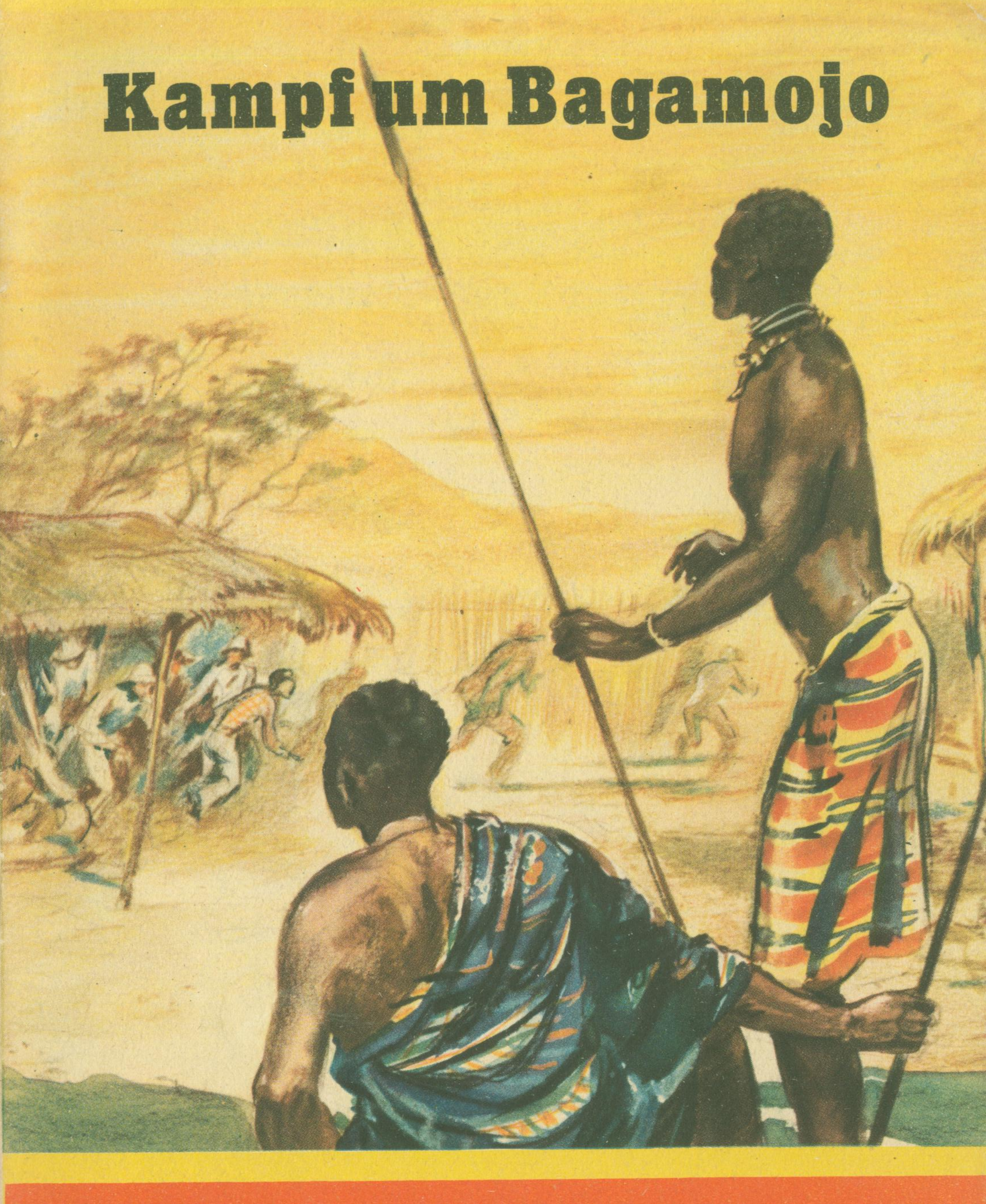
Kampf um Bagamojo



Heft 22 **Kolonial-Bücherei** 20 Pf.

KOLONIAL-BÜCHEREI
HEFT 22
Erlebnisse und Abenteuer tapferer, wagemutiger Deutscher in unseren Kolonien, in fernen Ländern und auf fernen Meeren

Kampf um Bagamojo

Die Niederwerfung des Negeraufstandes in Deutsch-Ostafrika durch Wißmann

von

Gerhard K. Cheret



STEINIGER VERLAGE BERLIN

Herausgegeben
unter Mitwirkung der Auslands-Organisation der NSDAP
des Oberkommandos der Kriegsmarine
und des Reichsbundes deutscher Seegeltung

Herausgeber: Helmut Bruehl

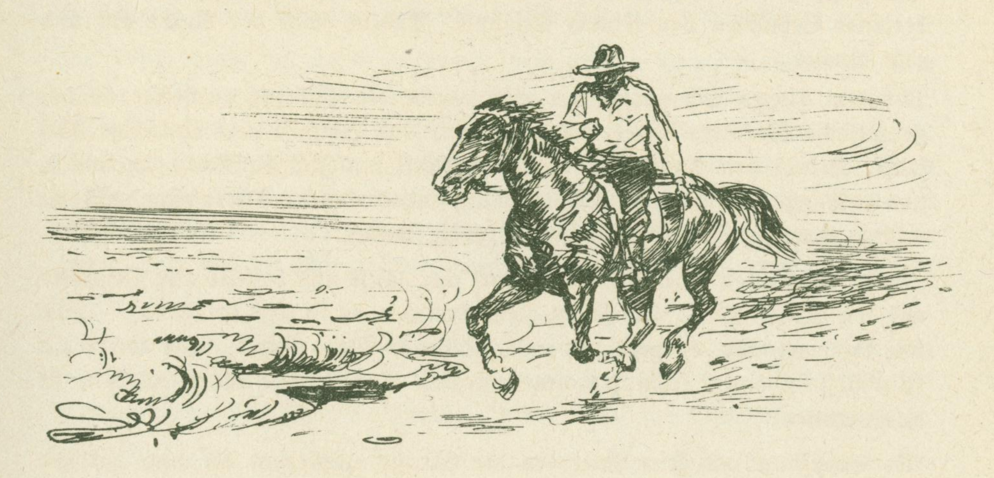
Zeichnungen: Fritz Weber

Druck der Ernst Steiniger Druck- und Verlagsanstalt Berlin SW 68

Kampf um Bagamojo

Ein Reiter galoppiert durch den sonnendurchglühten Nachmittag. Vor ihm dehnt sich weit und glitzernd ein unendlicher Sandstrand, und neben ihm schlägt das Meer seine Wellen schäumend und spritzend gegen die flache Küste von Deutsch-Ostafrika. Des Reiters Hände umkrampfen die Zügel, und keuchend hebt und senkt sich seine Brust. „Vorwärts Liese, vorwärts", klopft er ermunternd den Hals des Pferdes, „es eilt". Und das Pferd greift noch mächtiger aus.

Nach vielen Stunden — es ist inzwischen Nacht geworden — sieht er die Lichter von Bagamojo[1]). „Gott sei Dank", denkt er und läßt dem Pferd die



Zügel, das nun den Stall wittert und in dem bekannten Gelände wie ein Pfeil dahinschießt.

Er jagt durch die Straßen. Der Ort liegt in tiefer Ruhe. Fast alle Fenster sind dunkel. Nur manchmal brüllt eine verschlafene Kuh, oder das leise Plätschern eines Brunnens findet den Weg zu seinem Ohr.

Am Ende der Straße springt er vom Pferd, stürzt durch das Tor, durchmißt

[1]) Bagamojo ist eine Hafenstadt im ehemaligen Deutsch-Ostafrika und liegt südlich der Mündung des Kingani. Die Stadt besitzt nur eine ungeschützte seichte Reede, die lediglich arabischen Daus unmittelbar zugänglich ist. Sie war das Zentrum des arabischen Sklavenhandels und diente 1889 als Ausgangspunkt für den später von Hermann von Wißmann niedergeschlagenen Araberaufstand. Einstmals Hauptplatz Ostafrikas, hat der Ort seit der Unterdrückung des Sklavenhandels seine Bedeutung an die spätere Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas, Dar es Salam, abtreten müssen.

mit langen Schritten den Hof und eilt in das Schlafzimmer seiner Eltern. „Vater, wach auf!“ ruft er.

„Wo kommst du so plötzlich her“, fragt der Vater und erhebt sich, „ich denke, du bist in Pangani? — Aber warte, ich will erst Licht machen.“

„Sebastian, was ist los?“ fragt die ängstliche Stimme der Mutter dazwischen. „Die Neger? — Aber wie siehst du aus! Deine Kleider sind zerrissen!“

Der Junge fährt mit der Hand über die Stirn und wischt die vom Schweiß festgeklebten Haare fort. Noch immer atmet er mit offenem Munde.

„Steht auf, ihr müßt sofort die Männer zusammenrufen.“ Der Vater steht vor dem Jungen, legt ihm seine schwere Hand auf die Schulter und sieht ihm ruhig in die Augen. „Was ist los? Erzähle!“ Mit knappen Worten berichtet Sebastian von seinem Erlebnis. Endlich steht der Vater auf und geht hinaus.

Vor dem großen Schuppen sitzen noch immer die Plantagenarbeiter, in der Hauptsache Wakwere-Neger, um das Feuer und summen eine eintönige Melodie. Keiner von ihnen hat von der Ankunft des Jungen Notiz genommen, und auch jetzt, als ihr Herr plötzlich völlig angekleidet im Türrahmen erscheint und zu ihnen hinüberwinkt, dösen sie ruhig weiter.

„Hallo, ihr faulen Burschen, steht sofort auf, lauft und bestellt alle Deutschen auf den großen Platz. Sie sollen gleich kommen, es ist sehr dringend. — Los, los, fort mit euch, es geht um unser Leben!“ Das zündet. Wie wenn ein Windstoß in einen frisch zusammengefegten Laubhaufen fährt, wirbeln sie auseinander.

Als Sebastian und sein Vater in die Straße einbiegen, die zum „großen Platz“ führt, brennen ringsherum Feuer, die die Neger angezündet haben, und erleuchten die Stätte, an der die Versammlung stattfinden soll. Eine kleine Gruppe von Weißen hat sich bereits eingefunden und sieht erwartungsvoll auf die beiden Männer. Etwas abseits haben sich die Farbigen um einen Araber geschart. Sie schwenken wild die Arme und geben durch Kopfnicken und leicht unterdrückte Rufe ihre Zustimmung zu erkennen. Als Sebastian dicht an ihnen vorübergeht, verstummen sie.

Außerhalb des Feuerscheines bleibt Sebastian stehen und streicht mit der Hand über die Stirn. Er lehnt sich leicht an den Stamm einer schlanken Palme, deren Krone sich ruhig und friedlich im silbernen Mondlicht wiegt. Er schließt die Augen und atmet den kräftigen Salzgeruch des Meeres ein. Das erfrischt ihn. Die Muskeln seines Körpers straffen sich wieder, und trüge er nicht noch das zerrissene Hemd und fühlte nicht die Risse vom Ritt durch die unwegsamen Wälder und Steppen mit mannshohem, messerscharfem Gras, so könnte er kaum glauben, daß er eine tagelange, wilde Flucht hinter sich hat, bei der es auf jede Stunde angekommen ist. Wieviel Hindernisse hatte er zu überwinden! Welche Gefahren brachte eine so unvorbereitete Reise für Mann und Roß mit sich! Aber er hatte gewußt, wie sehr es auf ihn ankam, wie wichtig seine Warnung für die ganze Stadt werden könnte.

Jetzt, wie er mit geschlossenen Augen dasteht, fühlt er noch immer den Rücken des Pferdes unter sich, und seine Hände krampfen sich, als hielten sie noch die Zügel. Noch immer reitet er in Gedanken durch die großen Waldungen und durch dorniges Gestrüpp, nicht wissend, was der nächste Schritt an Gefahren mit sich bringen kann — — da hört er von der anderen Seite des Platzes die Stimme seines Vaters: „Sebastian! Wo bist du? Komm!“

Der Junge dreht sich um und geht zu dem großen Feuer hinüber, vor dem sich die Männer versammelt haben. Ihre kernigen Gesichter, auf denen der Schein des Feuers flackert, drücken feste Entschlossenheit aus. Forschend sind ihre Augen auf den Jungen gerichtet, der heute zum ersten Male vor ihnen sprechen soll. Der bärtige Paulsen geht mit wuchtigen Schritten auf ihn zu und drückt ihm die Hand. „Du bist ein Mann, Sebastian, trotz deiner jungen Jahre. Wir sind dir alle zu Dank verpflichtet.“ Dann hebt er die Hand und gebietet Ruhe.

„Landsleute! Bürger von Bagamojo, in einer schweren Stunde haben wir uns hier zusammengefunden. Uns allen ist bekannt, daß die Araber seit Jahrhunderten den gesamten Handel an der Küste von Ostafrika beherrschen.

Wir wissen aber auch, daß eine ihrer Haupterwerbsquellen der Sklavenraub ist. Seitdem wir im Lande sind, und das sind kaum fünf Jahre, hat sich ihre Furcht vor uns ständig erhöht. Sie glauben, daß wir ihre ertragreichen Geschäfte nachahmen würden und haben nie verstanden, daß wir uns hier nur eine zweite Heimat schaffen wollen. Wir wollen nicht mit Pferden, Mais oder Sklaven handeln, wir wollen keine Reichtümer erwerben. Was wir wollen, ist die Urbarmachung des Landes, das bisher so ungenutzt dagelegen hat und doch so fruchtbar ist. Wir wünschen Ruhe und Frieden und wollen keinem nehmen, was ihm gehört. — Das walte Gott.“

Die Männer in der Runde stehen stumm und blicken zur Erde. Andere, die inzwischen herangekommen sind, zucken die Schultern und sehen sich fragend an. Ein Riese mit flachsblondem Haar ruft mit tiefem Baß dazwischen:

„Was ist los, laß uns nicht solange warten!“ Und die Neger drängen sich dichter heran. Paulsen winkt ab.

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. — Der Junge hier neben mir soll sprechen.“

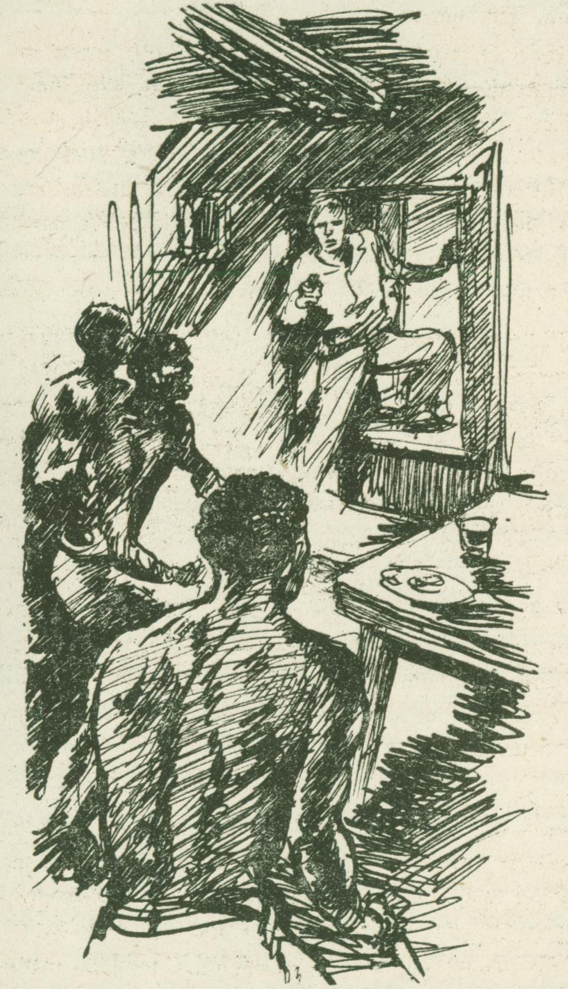
Aller Augen haben sich auf Sebastian gerichtet, der einige Schritte nach vorn tut. Riesengroß liegt sein Schatten vor ihm, und da, wo er den Revolver sitzen hat, zeigt er eine mächtige Ausbuchtung.

„Wie ihr alle wissen werdet, war ich seit zwei Monaten bei Verwandten in Pangani. Die großen Karawanenstraßen, auf denen Elfenbein, Kautschuk und Sklaven aus dem Innern des Landes an die Küste geschafft werden, sind die Ursache davon, daß Pangani eine einzigartige wirtschaftliche Bedeutung besitzt. So kommt es, daß sich hier einer der großen Mittelpunkte der arabischen Welt befindet. Ein Mittelpunkt nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in politischer Hinsicht.

Schon bei meiner Ankunft fand ich die Stadt in einer seltsamen Unruhe vor. An vielen Ecken standen Neger verschiedenster Stämme und Halbblutaraber in Gruppen umher, und unter ihnen stand, meistens auf einem Sack oder einer alten Kiste, ein Redner. Es war manchmal reichlich schwer, ihr Kauderwelsch zu verstehen. Außerdem wichen sie meistens zur Seite, wenn ich oder ein anderer Weißer vorüberging. Doch versäumten sie nie, uns giftige Blicke nachzuwerfen; manche schwenkten heimlich einen Knüttel oder drohten mit der Faust, und wieder andere griffen mit gelenkigen Fingern unter ihr Gewand, wo sie einen spitzen Dolch verbargen. Durch unsere Diener aber erfuhren wir, was dort in Gassen und auf Plätzen, unter Palmen und in Spelunken, in den Hafenanlagen und in den Basaren vorging. Die Araber, welche Angst hatten, daß ihr altes Monopol im Handel mit Elfenbein, Kautschuk und so weiter von uns Deutschen vernichtet werden würde, hatten alle diese Redner bezahlt, daß sie gegen uns hetzen sollten.

Als ich eines Tages an der großen Moschee vorüberging, fiel mir auf ihren Stufen wieder ein solcher Redner auf, der eine dichte Menge um sich geschart hatte. Da sie mir alle den Rücken zuwandten und sehr aufmerksam zuhörten, konnte ich unbemerkt nähertreten. Der Kerl, der da vorn stand, erzählte den größten Blödsinn, den ich je gehört habe. Nur ein Negerhirn oder das eines total verhetzten Moslems kann sich solchen Unsinn vorschwatzen lassen. Und als ihnen der Mensch da vorn immer wieder einredete, wir seien nicht nur gekommen, um ihnen Land und Besitz zu stehlen, sondern auch, um ihnen ihre Religion zu rauben und sie abzuschlachten, wenn sie nicht Christen werden wollten, da konnte ich mich nicht mehr bezähmen und rief dazwischen. Im gleichen Augenblick drehte sich die zerlumpte und zerrissene Gesellschaft herum und stierte mich mit wütenden, haßerfüllten Blicken an. Ein baumlanger

Bursche schlug mir den Hut vom Kopf, und etliche andere schickten sich an, mir an den Kragen zu gehen. Ich riß meine Pistole heraus, feuerte ein paarmal wild in die Luft und hetzte mit langen Schritten, von der wüsten Horde verfolgt, die Straße hinunter. Lehmklumpen und Steine sausten an mir vorbei, und erst als ich mich dem Stationsgebäude näherte, ließ die Meute von mir ab, denn aus einer Seitengasse kamen etliche Polizisten herausgerannt, die nun wieder ihrerseits mit Gummiknüppeln um sich schlugen und die Burschen zerstreuten.



Zu Hause steckte ich den Kopf in kaltes Wasser und wollte gerade zu meinem Onkel gehen, um ihm das Geschehene zu berichten, als der alte Diener aufgeregt in die Stube stürzte. ‚Retten Sie sich, junger Herr, retten Sie sich! Revolution!‘ Aber es war schon zu spät. Hinter ihm drangen bereits die ersten Aufständischen in das Zimmer. Baumlange Neger waren es, mit riesigen Muskeln, und zwischen den weißen Zähnen hielten sie die blitzenden Klingen ihrer Messer. Aus ihren Augen leuchtete Mordgier.

Als ich nach der Pistole griff, wichen sie auf einen Augenblick zurück. Ich schnellte herum und versuchte mit ein paar langen Schritten das Fenster zu gewinnen. Plötzlich sauste ein Messer haarscharf an mir vorbei und blieb in der Wand stecken, daß es wippte.

Schwarze Hunde!‘ schrie ich, ‚bis jetzt hab ich euch nichts getan, aber ihr wollt es ja nicht anders haben!‘ Und ich feuerte in den Haufen hinein. Aus

einer Ecke schleuderte ein kleiner, dicker Bursche eine schwere, irdene Vase auf mich zu. Doch ich stand schon auf dem Fensterbrett, sprang mit einem mächtigen Satz auf einen Haufen Palmenblätter und dachte nur an Flucht. Eben wollte ich mein Pferd aus dem Stall reißen, als mich plötzlich zwei eisenharte Arme von hinten her umklammerten. ‚Bleiben hier, Master, bleiben hier!' kicherte eine höhnische Stimme. Aus dem Halbdunkel des Stalles sprangen mit katzenartigen Bewegungen zwei andere Kerls hervor, fesselten mich blitzschnell und schoben mir einen Knebel in den Mund. Gleichzeitig spürte ich einen Faustschlag gegen die Stirn und wurde besinnungslos. — — —

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem halbdunklen Lehmbau, der entsetzlich stank. Läuse und Wanzen krochen auf meinem Körper umher, und Sandflöhe bohrten sich in die Füße. Zum Glück hatte man mir inzwischen die Fesseln abgenommen, so daß ich wenigstens die aufdringlichsten Biester totschlagen konnte. Als ich mich dann näher umsah, erkannte ich noch etwa acht bis zehn Landsleute, die man gleich mir hier eingesperrt hatte. Wir fluchten wie die Kümmeltürken und forderten ein ums andere Mal unsere Freilassung. Doch jedesmal steckte ein blöd aussehender Neger seinen Wuschelkopf durch eine Lücke in der Wand und grinste uns höhnisch an. —

Offenbar wollte man uns auch verhungern lassen. Wie mir meine Leidensgenossen mitteilten, lagen wir bereits zwanzig Stunden in dieser Wanzenkiste, aber zu essen hatte man uns bisher nichts gegeben. Kaum, daß man uns einen Kübel mit stinkigem und halbwarmem Wasser hereingeschoben hatte. — Erst jetzt merkte ich, daß mein Schädel schmerzte. Er dröhnte wie eine alte Negertrommel, auf die zum Tanz geschlagen wird. Ich tastete über den Kopf und fühlte drei dicke Beulen. Langsam bewegte ich ein Glied nach dem andern, und als ich merkte, daß alles in Ordnung war, sann ich auf Rettung. Doch als ich durch ein Loch der Lehmwand blickte, sah ich, daß wir von allen Seiten bewacht waren, und mußte jede Hoffnung aufgeben.

Erst jetzt empfand ich Lust, mir meine Mitgefangenen näher anzusehen. Sie schieden sich deutlich in zwei Parteien; die einen lagen stöhnend in einer Ecke und hatten sich vollkommen aufgegeben, und ich bemerkte, daß sie beteten. Eine andere Gruppe jedoch saß um meinen Onkel herum und besprach unsere Lage. Obwohl sie recht aussichtslos war, sannen diese Männer über Möglichkeiten der Rettung nach. Trotz der Erschöpfung leuchtete ihnen noch der Unternehmungsgeist aus den Augen, und die Hände krampften sich jedesmal zur Faust, wenn der Neger seinen Schädel hereinsteckte. —

Und dann, als er es wieder einmal tat — jetzt schon vollkommen überzeugt davon, daß wir unsere Hoffnung auf Befreiung aufgegeben hatten, sah er

nur noch mit halbgeöffneten Lidern in unser Gefängnis, ohne uns überhaupt eines Blickes zu würdigen —, sprang ich ihm verabredungsgemäß an die Gurgel. Mit einem gewaltigen Faustschlag schlug ihn mein Onkel k. o., daß er wie ein nasser Sack zu Boden fiel. Im gleichen Augenblick warfen sich drei meiner Mitgefangenen mit den Schultern gegen die Wand, daß Lehm und morsches Fachwerk auseinanderstieben und eine breite Öffnung entstand. Wie die Tiger stürzten wir, vor Wut und Hunger halb wahnsinnig um uns schlagend, durch die erste Sperre unserer Wächter.

Schon beim ersten Krachen der Hüttenwand hatten wir den scharfen Kommandoton des Arabers, der die Neger befehligte, vernommen, mit dem er seine Leute zusammenrief. Mit einer den Negern sonst durchaus nicht eigenen Schnelligkeit waren sie aufgesprungen und starrten verschlafen in den sonnendurchglühten Hof. Aber ihre mächtigen Wurfkeulen zu ergreifen gelang ihnen nicht, denn kaum, daß ich das Gefängnis verlassen hatte, war ich in langen Sprüngen auf die Palme zugeeilt, in deren Schatten sie diese schrecklichen Waffen auf einen Haufen gelegt hatten, und warf sie über die Mauer. Blitzschnell stellten sie sich im Halbkreis um uns auf, das Zeichen zum Angriff erwartend.

Aber der Araber kam nicht mehr dazu, seine Hand ganz zu heben. Er hatte sie kaum in Schulterhöhe gebracht, als ein Schuß durch die Mittagsstille peitschte und eine Kugel seinen Unterarm durchschlug. Sein Aufschrei wurde von einem schmetternden Trompetensignal übertönt. Gleichzeitig erschienen an vielen Stellen der Mauer und auf den Palmenstämmen schwarze Soldaten, die die Uniform der Truppen des Sultans von Sansibar trugen. Die überrumpelten Schwarzen fielen beim Anblick der Feuerwaffen auf die Knie und flehten wie kleine Kinder um ihr Leben. Der Befehlshaber unserer Erretter trat mit etlichen Soldaten, die die Aufständischen sofort fesselten und abführten, in den Hof und gab uns ein kurzes Bild der Lage.

Danach hatten die Eingeborenen unter Führung von Arabern und Indern sowie von Negerfürsten, welche bisher bedeutende Nebeneinnahmen durch Erhebung von Tribut von den ankommenden Karawanen hatten, schon lange einen Aufstand vorbereitet und auf die Gelegenheit gewartet, loszubrechen.

Den passenden Vorwand hatten sie dann gefunden, als der Stationschef der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft die Landung einer größeren Pulvermenge verboten hatte.

Nachdem wir uns in aller Eile gesättigt und mit Waffen versehen hatten, schlossen wir uns den Sultanstruppen zum Kampf gegen die Aufständischen an, welche sich, mit dem Halbblutaraber Buschiri als Führer, am Rande der

Stadt verschanzt hatten. Aber wie groß war unser Erstaunen! Als wir zum Sturme übergingen und in die feindlichen Stellungen eindrangen, fanden wir sie leer. Buschiri war, wie wir kurz darauf erfuhren, mit seinen achthundert Mann nach Süden abgezogen, um in Eilmärschen über Sadani nach Bagamojo vorzudringen.

Mir stockte für einen Augenblick das Herz. ‚Wenn er sein Vorhaben ungehindert ausführen kann', schoß es mir durch den Kopf, ‚sind alle Landsleute und Freunde verloren, und die Arbeit und Mühe vieler Jahre ist umsonst gewesen. Das darf nicht das Ende so vieler Hoffnungen sein, die man daheim in Deutschland auf uns gesetzt hat'. Es war mir klar, daß wir unsere Stadt als den Hauptort der Gesellschaft gegen die Aufständischen würden halten müssen, wenn nicht das gesamte Gebiet verlorengehen sollte.

Ich gönnte mir keinen Augenblick Ruhe, packte mit Windeseile einen Proviantsack zusammen, sattelte mein Pferd und ritt hierher. Unterwegs fand ich, daß sich der Aufstand rasch und stetig über die ganze Küste ausbreitet. Mit Mühe und Not konnte ich die Fährleute bewegen, mich über die Flüsse zu setzen. Beim Migasi mußte ich den Fährmann mit vorgehaltener Pistole dazu zwingen, nachdem ich am Mssangassi auf die Außenposten von Buschiris Haufen gestoßen war und zum Überqueren des Flusses stundenlang eine Furt suchen mußte. Buschiri kann meiner Berechnung nach jetzt in Sadani stehen. In weiteren drei bis vier Tagen kann er bereits hier sein."

Sebastian hat geendet. Jetzt blickt er im Kreise der Männer umher und liest in ihren Gesichtern. Ein Gefühl der Freude und Sicherheit durchdringt ihn. Nein, Furcht kannten diese Männer nicht, sie sind so, einer wie der andere, wie er sie sich in seinen Jungenträumen vorgestellt hat. Ehrlich und bieder in allen Dingen, aber auch hart und unerbittlich, wenn es um gewisse Dinge geht. Und um diese gewissen Dinge geht es jetzt. Freiheit und Ehre stehen auf dem Spiel. Und sollte man versuchen, ihren Besitz oder etwa ihr Leben anzugreifen, sie würden es zu verteidigen wissen. Den meisten hat sich unbewußt schon im Laufe der Rede des Jungen die Hand auf den Griff des Revolvers gelegt und ihn fest umspannt gehalten. Die jüngeren von ihnen blicken abenteuerlustig darein, während den Familienvätern trotz aller Entschlossenheit ein tiefer Ernst in den Augen steht.

Paulsen, der sich bis dahin abseits gehalten hat, tritt hervor und ergreift Sebastians Hand.

„Sebastian, du bist ein Kerl!" sagt er mit schlichter Betonung. „Keiner von uns hätte es besser machen können. Jetzt sollst du bei uns bleiben und an

allem teilhaben, was die nächsten Tage und Wochen bringen werden. Es wird nichts Leichtes sein. Es ist nicht das übliche Mündigsprechen des Jünglings, denn daß du ein Mann bist, hast du uns ja bereits bewiesen. Wir werden noch heute nacht alles Notwendige besprechen." Und mit lauter Stimme zu den Männern gewandt, fährt er fort: „Wenn alle so mutig sind wie er, werden wir mit des Herrgotts Hilfe auch diese Klippe in unserem Kolonistenleben glücklich umsegeln. — Dich aber stelle ich allen als leuchtendes Vorbild hin, weil du in deinem Pflichtbewußtsein Dinge erfüllt hast, die keine Gemeinschaft mehr von dir fordern konnte. — Das sei unser Dank."

Beifälliges Murmeln klingt auf aus dem Kreise der Männer, und einer nach dem anderen tritt auf den Jungen zu und schüttelt ihm stumm die Hand. Dann treten sie beiseite, um die weiteren Besprechungen abzuwarten.

Im Laufe der Rede Sebastians haben sich unter den anwesenden Negern zwei verschiedene Gruppen gebildet, die sich jetzt gegenüberstehen. Es fällt nicht schwer zu erkennen, daß die Gruppe, die sich um den Araber geschart hat, von den Mitteilungen irgendwie freudig berührt ist. Die Burschen, angetan mit bunten Kattunfetzen oder dicken weißen Kitteln, reiben sich die Hände, fahren mit der Zunge über die wulstigen Lippen und machen Anstalten, in offenen Widerstand zu treten.

„Buschiri recht haben, tot müssen werden alle weißen Männer! Raus aus Land, das Araber gehört und Neger. Wir selber sein wollen Herr!" gurgelt der Araber in kehligen Lauten hervor.

„Halt's Maul, Schwein", schreit einer aus dem Haufen der Männer, die schon wieder um Paulsen geschart stehen. „Man sollte diesem Hund das Fell über die Ohren ziehen", flucht jetzt auch Sebastian vor sich hin, „haben wir nicht schon genug von diesem Dreck zu erwarten? Fehlt bloß noch, daß die Jumben auch noch mitgehen."

Ermutigt, daß er die Stimme gegen den Herrn erheben durfte, ohne sofort bestraft zu werden, bricht der Haufe des Arabers in ein lautes Geheul aus. Paulsen zieht sein Colt und donnert dröhnend in die Luft. Totenstille herrscht über dem Platz. Leise schaukeln etliche zerfetzte Palmenblätter von oben herab, die der Schuß gelöst hat. Paulsen steckt das rauchende Schießeisen wieder fort, stellt sich breitbeinig vor die Aufrührer, stemmt die Hände in die Hüften und läßt seine tiefe Stimme erschallen. „Was wollt ihr? — Dumme Kerle! Habt ihr nicht alles, was ihr braucht? Behandeln wir euch nicht wie Menschen, zahlen wir euch nicht den Lohn, der euch zusteht oder manchmal noch mehr? Haben wir nicht dafür gesorgt, daß euer Vieh gesund blieb und ihr selbst von Krankheiten geheilt wurdet, an denen ihr früher elend zugrunde gegangen

wäret? Haben nicht unsere Feuerwaffen euren Schutz gegen die wilden Nachbarstämme übernommen? — Was wollt ihr also?“ Mit scharfem Blick sieht er die Kerle an, die jetzt zum Teil schlotternd und ihn ängstlich anblickend vor ihm stehen. Doch schon wieder ruft der Araber; aber diesmal Laute, die den Männern unbekannt sind. Er redet mit Worten und Händen auf seine Truppe ein, und je länger er spricht, desto dreister blicken die Neger, desto lässiger wird ihre Haltung und desto unmißverständlicher ihre Gebärden.

„Gebt euch keine Mühe“, flüstert Sebastian Paulsen ins Ohr, „sie sind alle bezahlt, einer wie der andere, und nur wenn wir mehr bieten könnten, würden sie nachgeben.“

Paulsens gewaltiges Organ tönt jetzt mit voller Stärke über den Platz und schmettert wie eine Bombe zwischen die wild gestikulierenden Eingeborenen: „So geht denn — aber sofort. — — Seid ihr noch nicht fort!“

Der Araber wirft einen prüfenden Blick um sich. Es sind ihrer zu viele, und sein Haufe ist schlecht bewaffnet und überdies sicherlich auch sehr feige. Verächtlich blickt er auf seine Leute, stößt einen schrillen Pfiff aus, dreht sich mit Blitzesschnelle um und verschwindet, von den Meuterern gefolgt, hinter den Bretterschuppen. Paulsen wischt mit der Hand über den Schnurrbart.

„Schweine“, murmelt er, und laut sagt er: „Wachen ausstellen! Ich traue den Burschen nicht.“ Er wendet sich zu den Männern: „Kommt jetzt ans Feuer, es wird kalt. Wir wollen beraten.“

*

Wieder ist Sebastian mit seinem Pferde unterwegs. Die Landschaft, durch die ihn sein Ritt führt, ist äußerst einförmig. Unregelmäßige sanfte Hügelwellen werden plötzlich von breiten, flachen Mulden unterbrochen. Im Horizont strecken sich vereinzelte schroffe Felskuppen in den blauen Himmel. Selten kommt er an einem Baum vorüber, und ebenso selten findet er einen Busch in dem weiten Grasland. Dann wieder umgeben ihn auf lange Strecken die Felder der Eingeborenen, auf denen Mais und Sorghum, aber auch Manjok, Bataten, große und kleine Bohnen, Sesam und auch Orangen angebaut werden. Manchmal erhebt sich eine Tamarinde, eine Schirmakazie oder eine vereinzelte Palme.

Sein Ziel ist ein Stamm der Waseguha, die Wadoë, welche dieses ganze Gebiet bewohnen. Bei seinem Ritt durch das hohe Gras achtet er aufmerksam auf seine Umgebung. Sein geübtes Auge gleitet über die weiten Felder. Wie Wellen auf dem Meer, gleichmäßig und im wiegenden Rhythmus, schaukeln die langen Gräser im Wind. Alles ist in Bewegung. Doch würde er sofort

erkennen, wenn hier etwas nicht in Ordnung wäre, wenn zum Beispiel ein Nashorn oder ein Büffel durch die Steppe streifte. Aber er würde auch die Neger Buschiris bemerken, wenn sie auf geräuschlosen Sohlen ihre Postenketten vielleicht schon bis hierher ausgedehnt hätten.

Aber nichts geschieht. Ungehindert dringt er in einen dunkelgrünen Galeriewald-Streifen, dessen Stämme bis zu siebzig Meter hoch sind. Dorniges Unterholz zerrt an seiner Büffelfellweste, und er muß teilweise absteigen, um mit dem Buschmesser einen Pfad zu bahnen. Dann steht er wieder in hallenartig ausgebildeten Höhlen aus herunterhängenden Lianen. Ihr süßlicher Geruch wirkt einschläfernd, und nur mit Mühe kann er sich von den prachtvoll leuchtenden Gebilden trennen. Gern wäre er länger hiergeblieben, aber er hat seine Aufgabe zu erfüllen und reißt sich los.

Endlich steht er an dem breiten Fluß, der in schnellem Lauf über den felsigen Boden dahinzieht. An seinen Ufern liegen im Schatten der Palmen die Hütten, die er gesucht hat. Er merkt sofort, daß hier etwas nicht stimmt, denn bei seinem Austritt aus dem Walde empfangen ihn dumpfe Trommellaute.

Gleichzeitig hört er die kratzige Stimme eines Eingeborenen, der unmittelbar über ihm auf einer Palme sitzt; offenbar ein Spähposten. Dieser entsetzliche Laut findet plötzlich ein vielseitiges Echo, und Sebastian sieht, als er den Kopf in die Höhe reißt, auf allen Palmen in einem weiten Kreise um das Dorf herum nackte schwarze Gestalten sitzen. Er weiß nicht, woran er ist; sonst war er jedesmal bei seiner Ankunft empfangen worden wie ein Freund, denn er kennt diesen Stamm schon lange. ‚Ob das schon die Truppen Buschiris sind?‘ schießt es ihm durchs Hirn, ‚dann bin ich verloren und kann meinen Auftrag nicht ausführen.‘

Das Dröhnen der Trommeln verstummt für einen Augenblick, er hört auf dem Dorfplatz laute Stimmen, und schon wieder schwellen die dumpfen Töne zu gewaltigen Akkorden an, ohne Rhythmus, aber unheimlich und wild. Und jetzt stürzen die ersten Eingeborenen auf ihn zu, schwenken wild ihre Speere und springen dabei von einem Bein auf das andere. Ihre Gesichter sind mit weißen und roten Farben beschmiert und leuchten fratzenhaft in der grellen Sonne. Arme und Körper werden von widerlich stinkenden Tuchfetzen, an denen lange Straußenfedern befestigt sind, verdeckt. Manche der Herbeistürmenden tragen aus Holz geschnitzte Masken auf dem Schädel und schwenken einen langen Stab, an dessen Spitze ausgestopfte Köpfe von Ziegen, Schafen oder Widdern stecken, und um den sie Schlangenleiber gewickelt haben.

Sebastian erstarrt. Er war hierher gekommen, um den Häuptling zu bewegen, nicht an dem großen Aufstand teilzunehmen. Außerdem wollte er mit ihm

einen Vertrag schließen, nach dem dieser mit seinen Leuten in Sansibar, das der Mündung des Wami gegenüberliegt, laufend größere Mengen von Nahrungsmitteln einkaufen sollte. Denn die Bewohner von Bagamojo hatten sich darauf vorbereitet, daß sie, falls sie in der Lage wären, die ersten Angriffe der Aufständischen abzuschlagen, eine längere Belagerung zu überstehen hätten. Sebastian soll nun versuchen, diesen Stamm der Waseguha zu bewegen, die in Sansibar eingekauften Lebensmittel auf Schleichwegen in die belagerte Stadt zu schmuggeln.

Aber was ist das? Die sonst so friedlichen Neger sind heute ganz anders als sonst. Sollten sie sich dem Aufstand schon angeschlossen haben? Sebastians Hand fährt instinktiv an den Gürtel. Da tritt ein baumlanger Neger, in dem Sebastian den Häuptling vermutet, auf ihn zu und spricht teils in seinem Stammesdialekt, teils arabisch, durchmischt mit deutschen Brocken: „Nicht nehmet Feuerbüchse! Du kommen als Freund. Mrigadi dich kennen. Negers großes Fest haben heut. Du kommen mit uns und sehen... Du unser Gast, wie immer seit damals. Du unser Blutsbruder. Hast du gerettet die Tochter meine aus Fluß vor große Tier... Wir dir geben alles, was willst." Mrigadi gibt ein Zeichen, und die Eingeborenen fluten vor Sebastian auseinander, eine Gasse bildend, durch die dieser schreitet.

Dann sitzt er neben dem Häuptling, mit dem Rücken gegen eine Palme gelehnt, und staunt mit offenem Munde über das, was er hier sieht. Es fällt ihm wieder ein, daß die Wadoë, die aus dem Süden der Nguru-Berge hierher eingedrungen sind, im Rufe des Kannibalismus stehen. Und heute erlebt er zum ersten Male, was noch nie ein Weißer vor ihm hatte sehen dürfen: „das große Fest des Jahres".

Unter dem erneuten Dröhnen der Trommeln, die mit Menschenhaut bezogen sind, erhebt sich ein bis zur Unkenntlichkeit mit bunten Farben beschmierter, völlig nackter Neger aus dem dichten Haufen der jungen und — in lange Bambusstäbe pustender und so einen schrillen, sirenenhaften Ton erzeugender — uralten Weiber, reckt seine muskulösen Glieder und beginnt einen phantastischen Tanz. Viele Stunden hält er an, und bald nach seinem Anfang steht einer nach dem andern auf und tanzt mit, wirbelt in wilden Sprüngen umher, reißt die Frauen aus ihrer stoischen Ruhe, und bald ist alles, außer dem Häuptling und Sebastian, in eine tolle Raserei verfallen. Mrigadi sitzt bewegungslos, hart wie aus Stahl. Kein Zeichen verrät, daß hier neben Sebastian ein lebender Mensch und nicht eine tote Statue von dem allgemeinen Wirbel unbeeinflußt dahockt.

Nachts liegt Sebastian in der Hütte, die ihm jedesmal, wenn er zum Besuch

hier weilt, gerichtet wird. Totenstille herrscht ringsumher, als einziges Geräusch hört er den nahen Fluß vorübergurgeln. Manchmal dringt der Laut der Tiere aus dem nahen Mangrove-Wald herüber, oder von der entfernten Steppe her tönt ein hungriges Gebrüll. — Sebastian versucht, sich die Ereignisse des Tages ins Gedächtnis zurückzurufen. Aber es will ihm nicht gelingen.



Immer wieder sieht er die verzerrten Gesichter der Tänzer an sich vorüberwirbeln, und je länger er zusieht, um so entsetzlicher werden sie. Dann gibt es plötzlich ein Zeichen: Mrigadi ist aufgesprungen. Er, der so viele Stunden starr und leblos dagesessen hatte! Sofort werfen sich alle zu Boden. Speichel dringt aus ihrem Munde, und Hüften und Brust fliegen unter dem Druck der gequälten Lungen auf und nieder wie Vögel, die angebunden sind und fortwollen. Noch ein Zeichen! Die Blicke aller Daliegenden richten sich auf zwei kleine Kinder, die zu beiden Seiten einer Schilfhütte stehen. Sie heben

ihre kleinen Arme, welche mit einem feinen, wie goldglänzenden Staub bestreut sind, und ziehen einen raschelnden Vorhang aus matter Seite auseinander. Und jetzt treten zwei Männer aus der Dunkelheit der Hütte, und zwischen ihnen schaukelt eine Bahre. Ein Mann, schwarz, wie ihn Sebastian in all den Jahren seines Hierseins nie gesehen hat, schwärzer als alle Neger, liegt darauf.

Sebastian findet keinen Schlaf. Bild um Bild taucht aus seinem Gedächtnis auf. Es ist zu schrecklich gewesen, was sich dann ereignete. Der Grellgeschminkte, der am Vormittag den Tanz begonnen hatte, kniet neben dem Toten nieder und... Der Häuptling, der jetzt wieder neben seinem jungen Freunde sitzt, wendet sich ihm zu und erklärt, was hier vor sich geht: am Tage des „großen Festes des Jahres" wird aus religiösen Gründen ein schwarzer Mann von einem besonders dazu bestimmten Beamten aufgefressen. Das Amt dieses Menschenfressers ist erblich. Seit Jahrhunderten hat es sich von Generation zu Generation innerhalb der gleichen Familie vererbt.

Immer wieder sieht Sebastian Bilder von dem schrecklichen Erlebnis vor sich und wirft sich auf seinem Lager hin und her. In dieser Nacht schläft er zum erstenmal seit langer Zeit nicht gut.

*

Der feine Kies des Strandes fliegt unter den Hufen von Sebastians Pferd auf. Die unerträgliche Hitze des frühen Nachmittags wird durch die frische Brise, die über das Meer kommt, gemildert. Wenn er ihr sein Gesicht voll zuwendet, erspähen die schweifenden Augen weit hinten am Horizont die Insel Sansibar, und manchmal glaubt er sogar einzelne hohe Palmen aus dem Schloßgarten des Sultans erkennen zu können. Trotz der ernsten Lage formen seine Lippen ein leises Lied, und seine Augen leuchten tatenfroh.

Und wirklich, er hat Grund, zufrieden zu sein. Am Morgen nach dem „Tag des großen Festes" hatte er dem Häuptling seine Bitten unterbreitet, und dieser war bereitwilligst darauf eingegangen. Er freute sich, dem jungen Deutschen einmal seinen Dank für die Errettung seiner Tochter abstatten zu können. Sie hatten ausgemacht, daß Mrigadi vier Wochen nach dem Tage, an dem Buschiri über den Wami setzte, um gegen Bagamojo vorzustoßen, mit zwanzig Männern seines Stammes und vier Segelbooten nach Sansibar fahren sollte, um dort, falls er inzwischen keine andere Nachricht erhielte, Lebensmittel bei einem Kaufmann in der Sultansstadt, für den ihm Sebastian eine lange Liste mitgegeben hatte, in Empfang zu nehmen.

Weiter hatten sie verabredet, daß nach abermals zwei Wochen Sebastian an das Norduser des Ruwu kommen würde, wo er an der Furt bei den drei großen Palmen zwanzig Träger mit den Vorräten antreffen sollte. Unter seiner Führung und im Schutze von dreißig Kriegern will er sie dann auf heimlichen Pfaden in die Stadt bringen.

Als er in Gedanken dahinreitet, taucht vor ihm die Stadt Bagamojo auf. Die Flagge der Gesellschaft weht stolz über den flachen Dächern der weißen Steinhäuser, die die Station erst vor kurzem errichtet hat. Und das, das große Schiff dort im Hafen, ist das nicht ein Kriegsschiff? Er zügelt sein Roß und greift zum Fernrohr. Wahrhaftig, es ist ein deutscher Kreuzer. Er erkennt deutlich die Matrosen, die an Deck beschäftigt sind, und vorn am Bug liest er den Namen „Leipzig". Sein Herz tut etliche freudige Sprünge. Die Station hat Besuch, Landsleute und sogar Matrosen, die er von jeher ganz besonders liebte. Das würden wieder interessante Tage werden, denn ein richtiger Junge und Matrosen, denen der Wind auf allen Meeren der Erde um die Ohren geblasen hat, gehören irgendwie zusammen. Als er noch einmal sein Fernrohr auf den Kreuzer richtet, sieht er die Matrosen an den Schiffsgeschützen hantieren und drei vollbesetzte Boote aufs Wasser niedergehen. Das bringt ihn wieder in die Wirklichkeit zurück. Richtig, der Aufstand! Diesmal werden die blauen Jungen wohl kaum zum Plaudern und zum Wettschwimmen in den Wellen der Brandung hergekommen sein. Er spannt seine Muskeln. Hier riecht es nach Kampf.

Inzwischen ist er ziemlich nahe an die Stadt herangekommen. Plötzlich ertönt ein Gebrüll, Schüsse peitschen durch die Luft, und er sieht, wie die Fahne der Gesellschaft von ein paar lumpigen Kerlen heruntergezerrt wird. Er überlegt blitzschnell. Buschiri ist noch nicht hier, sonst hätte er Posten gestellt. Es muß also ein Aufstand unter den Bewohnern der Stadt oder deren Umgebung sein. Er klatscht seinem Pferd mit der flachen Hand auf die Schenkel. „Los, Liese!"

Als er um die Ecke biegt, sieht er, daß die Aufgewiegelten das Stationshaus gestürmt haben. Die wenigen Verwaltungsbeamten sind überrumpelt worden und liegen gefesselt am Boden. Mit einem Blick übersieht er die Lage: aussichtslos. — Doch was ist das? Ein gewaltiges Krachen ertönt vom Meere her, und gleich darauf fliegen etliche von den unbewohnten Lehmhütten in die Luft. Den Eingeborenen fährt der Schreck in die Glieder, und als sie sich herumdrehen, stürmt ein Teil der Schiffsbesatzung mit lautem „Hurra" auf den Platz und entwaffnet die Aufrührer.

Abends sitzen beim Chef der Station zu einer schlichten Feier die Männer der deutschen Kolonie mit den Offizieren des Kreuzers beisammen. Auch Sebastian

ist eingeladen, denn er muß noch über seinen Erfolg beim Wadoë-Häuptling Mrigadi berichten. Der Kapitän des Kreuzers unterbricht ihn mehrere Male und klopft ihm kräftig auf die Schulter.

„Sebastian, um das, was Sie da erlebt haben, beneiden wir Sie alle. Sie würden einen guten Schiffsjungen abgeben." Und als ihn Sebastian fragend ansieht, schmunzelt er vergnügt: „Na ja, Schiffsjungen sind doch auch in Ordnung", und mit einem Augenzwinkern fährt er fort: „Bin doch auch mal einer gewesen!"

Die Männer lachen, und der Hausherr klatscht in die Hände. Ein Neger erscheint lautlos und serviert den Kaffee. Bald ist der Raum in blaue Wolken gehüllt, wie es immer da ist, wo richtige Männer zusammenkommen. Dann sprechen sie noch einmal die Verteidigungsmaßnahmen durch.

*

In dem großen Zelt zwischen den hohen Steppengräsern findet eine wichtige Besprechung statt. Im weiten Bogen stehen Neger mit schlanken Speeren bewaffnet und halten Wacht. Als die Sonne heute früh hinter dem Meere langsam und blutrot emporgestiegen war, hatte die Signaltrompete getönt, und als sich Neger und Halbblutaraber faul und gähnend aus den Decken schälten, in denen sie frierend eine kurze Rast hatten genießen dürfen, da sahen sie zum erstenmal, wenn auch in weiter Ferne, so doch sehr deutlich und klar umrissen ihr Ziel vor sich: Bagamojo. Die Wachen wurden abgelöst und etliche in der vergangenen Nacht mit Pfeilen erlegte Rinder und Wildschafe enthäutet und am Spieße gebraten. Es lag frohe Stimmung auf allen, denn sie sollten endlich nach all den Entbehrungen und Strapazen, die der lange Weg durch Urwald und Steppe selbst ihnen, den gewohnten Buschläufern, gebracht hatte, einmal wieder richtig essen und sich ruhen. Vielleicht schon in der kommenden Nacht würden sie zum Sturm auf die Stadt übergehen. In ihren primitiven Hirnen wachsen mit jeder Stunde die Vorstellungen, die sie sich von dem kommenden Gemetzel machen. Mordgier leuchtet ihnen aus den Augen. Und nachher würden sie plündern und Mädchen und Frauen schänden — ach, das würde einen Heidenspaß geben.

Die Sonne ist eben hinter den Hügelketten im Horizont versunken. Ein leichter Wind streicht über die langen Gräser hinweg. In seiner Gleichmäßigkeit wirkt er so einschläfernd, daß dem Neger, der mit dem Rücken an die dicke Schirmakazie lehnt, die Augen zufallen.

„Die Nacht war doch zu kurz", denkt er, „ich möchte nur wissen, warum ich hier stehe. So ein Unsinn — oder ob Buschiri wirklich glaubt, daß uns hier

was passieren kann? Erstens wissen die in der Stadt gar nicht, daß wir hier sind, und wenn sie's wüßten! Dann würden sie beten wie ihre Missionare und ein Halleluja nach dem andern singen, aber uns überfallen — nein, das würden sie nicht."

Für einen kurzen Augenblick siegt das Pflichtbewußtsein, er reißt die Augen noch einmal auf. Na ja, kein Mensch zu sehen. Er zieht die dicken Lippen kraus und gähnt herzhaft. Seine Gedanken sind schon wieder in der Stadt, die er morgen mitstürmen wird... ob er wohl eine Flasche Kognak erwischt irgendwo? Langsam sinkt sein Körper am Stamm hinunter, der Kopf fällt auf die Brust, und dann tönt ein befreiendes Schnarchen aus dem Gehege seiner weißen Zähne, die er dreieckig gefeilt hat, wie es in seinem Stamm seit uralten Zeiten Brauch ist.

Plötzlich zucken ein paar sehnige Hände aus dem Halbdunkel des Grases heraus und umkrampfen des Wächters Hals. Im gleichen Augenblick dröhnt ein dumpfer Schlag auf seinen dicken Schädel hernieder, er reißt das Maul auf — aber schon hat er einen Knebel drinsitzen.

„Bleib hier und warte, bis ich wiederkomme", raunt Sebastian seinem Freund ins Ohr. Dann kriecht er langsam, wie ein geübter Pfadfinder, den Körper flach auf den Boden gepreßt, in Richtung des Zeltes fort. Ein wenig klopft ihm das Herz. Doch nicht vor Furcht, sondern vor Erregung. Vor Erregung und Freude darüber, daß bisher alles so glatt gegangen ist.

In den frühen Morgenstunden hatten die ausgestellten Posten die Ankunft von Buschiris Haufen gemeldet. Sofort hatte man sich auf einen Angriff eingestellt. Die beiden Maschinengewehre, die der Kommandant des Kreuzers herübergeschafft hatte, waren in Stellung gebracht worden, und die Männer entsicherten ihre Gewehre und Revolver. Aber dann war nichts erfolgt. Zuerst sah man einen feinen Rauch von verschiedenen Stellen der Steppe aufsteigen, und als Sebastian, auf dem Dache der Station stehend, das Fernrohr an die Augen nahm, sah er deutlich die Feuerplätze mit den Braten, aber er sah auch das große Zelt, und vor ihm stand Buschiri und teilte die Wachen ein, indem er mit ausgestrecktem Arm die Plätze anwies, an denen sie stehen sollten. Lange sah der Junge durch das Rohr. Die Wachen patroullierten langsam auf und ab — aber dann überkam sie die sprichwörtliche Faulheit, an der jeder echte Neger leidet, und sie ließen sich zu Boden fallen. Und als sie dann nach ein paar Stunden ausgewechselt wurden, setzte sich die Ablösung gleich nieder und döste vor sich hin.

Aber plötzlich trat Buschiri wieder vor sein Zelt. Er blickte in Richtung des Meeres, und bald erschien ein Mann zwischen den langen Gräsern. Aber es

war kein Neger, auch kein Araber, wie Sebastian zuerst erwartet hatte, sondern ein Weißer. Er trug kurze gelbe Khakihosen, ein Buschhemd, hohe Stiefel und war mit Patronengürtel und Revolvern behangen. Unter dem weißen Tropenhelm erkannte Sebastian deutlich ein hageres und scharfgeschnittenes Raubvogelgesicht. Das konnte nur einer von den Engländern sein, die sich in letzter Zeit auffällig viel an der Küste herumtrieben. Kein Mensch konnte bisher in Erfahrung bringen, was sie eigentlich trieben, und welche Absichten sie mit ihren dauernden Reisen, die sie von einem Negerstamm zum anderen führten, verbanden. Erst hatte man geglaubt, es würde sich um Forscher handeln; aber als sie immer mit wenig Gepäck von ihren „Trips", wie sie es selbst nannten, zurückkamen, hatte man nur noch den Kopf über die komischen Käuze geschüttelt, die anscheinend nichts besseres zu tun wußten, als ihre ganze Zeit bei dummen Negern zuzubringen.

Sebastian überkam ein schrecklicher Verdacht. Sollten etwa diese Männer irgendwie an dem Aufstand beteiligt sein? Aber als er zum Mittag seinem Vater davon sprach, schüttelte dieser lächelnd den Kopf: „Nein, nein. Das glaube ich nicht." Und als Sebastian weiter in ihn drang: „Du siehst Gespenster, Junge. Meinst du, daß einer weißen Nation etwas daran gelegen sein würde, der anderen solche Schwierigkeiten zu bereiten? Und überhaupt die Engländer, die doch selbst ein so großes Kolonialreich besitzen. Was sollten die schon von uns wollen?" Aber der Gedanke hatte Sebastian nicht mehr verlassen, und er beschloß, auf eigene Faust zu handeln.

Das alles war im Laufe des Tages geschehen, aber der Junge denkt nicht mehr daran. Seine ganze Aufmerksamkeit gilt dem Boden, auf dem er mit katzenartiger Geschwindigkeit vorwärtsgleitet. Da — vor ihm das Zelt. Nur noch wenige Meter, und er kann sein Ohr an die seidige Wand pressen.

Er hat Glück. Noch immer sind der Engländer und Buschiri nicht einig geworden, und gerade jetzt hat ihr Rededuell den Höhepunkt erreicht. Absolut nicht mehr lässig, wie man es sonst bei Engländern gewöhnt ist, sondern erregt und voller Wut redet das Raubvogelgesicht auf den Araber ein.

„Wir Engländer sind daran gewöhnt, daß man überall in der Welt unseren Willen erfüllt. Widerstand dulden wir nicht. So manch einer hat sich schon davon überzeugen müssen, und du wärst der erste, dem es gelingen würde, uns zu überlisten. — Du mußt unseren Vertrag einhalten."

Sebastian, der in der Zeltwand ein Loch gefunden hat, späht hindurch. Die beiden sitzen eingehüllt von Tabaksqualm und starren sich feindselig an. Dem Araber schwellen vor Wut die Adern auf der Stirn, aber er beherrscht sich und entgegnet:

„Ich soll ihn einhalten, aber wer hat ihn zuerst gebrochen? Wo sind die englischen Soldaten, die ihr mir versprochen habt?"

Der andere runzelt die Stirn. „Sprich nicht immer von solchen Kleinigkeiten! Hast du nicht selbst achthundert Krieger? Und schließlich war es kein Kinderspiel, euch die vielen Waffen zuzuschmuggeln."

Ein verächtliches Lächeln überzieht Buschiris Gesicht. „So seid ihr. Erst große Versprechungen machen und dann nicht halten."



Der Engländer herrscht ihn an: „Red' nicht solchen Unsinn. Habe ich dir nicht genug Geld gegeben, mehr als dir zukam? Ich habe dir gesagt, daß wir uns nicht öffentlich an dem Aufstand beteiligen können? Unsere augenblicklichen Beziehungen zu Deutschland sind gut, und wir wollen sie nicht wegen dieses lumpigen Landes hier verderben. . . ."

„Aber wegnehmen wollt ihr es ihm doch, dazu ist es euch nicht zu lumpig! Wenn England ein so großes Weltreich ist, warum gönnt ihr dann den anderen nicht auch etwas", unterbricht ihn der Häuptling.

„Gott, was verstehst du schon davon! Sie könnten doch einmal größer werden, und da müssen wir von vornherein auf der Hut sein.“ Er unterbricht sich. „Aber was geht das dich an, wir haben dich bezahlt und du hast zu kämpfen!“ Der Meuterer nickt einige Male bedächtig, dann sagt er langsam: „Dann läßt das große England also Fremde für sich kämpfen.“

Ein spöttisches Grinsen geht über des Engländers Gesicht: „Du bist klüger als ich dachte. Andere, und unter ihnen diejenigen, die sich einbilden, große Politiker zu sein, haben es bis heute noch nicht gemerkt. Ich muß dir mein Kompliment machen.“ Buschiri spuckt auf den Boden des Zeltes.

Eine Zeitlang paffen sie stumm an ihrem Tabak. Der Engländer steht auf und macht etliche Schritte durch das Zelt. Von oben herab sieht er den mit ge-kreuzten Beinen Dasitzenden an. Zum ersten Male nimmt er die Shag-Pipe aus dem Mund; seine Augen bohren sich förmlich in den Araber. Wie eine Katze zischt er heraus: „Willst du mir endlich sagen, weshalb du in Pangani nicht gekämpft hast? Warum bist du abgezogen, wo du eine so starke Über-macht hattest? Ich hatte dir doch befohlen, zuerst Pangani zu besetzen!“

Buschiri schnellt in die Höhe. Um Haupteslänge überragt er den Khakibraunen. „Weil ich mir nicht befehlen lasse!“ schreit er zurück. „Und am wenigstens von dir. Ich baue mir mein Reich da auf, wo ich will. Mein Reich, hörst du? Und mein Ziel ist Bagamojo. Erst wenn ich die Deutschen vertrieben habe, werde ich nach Pangani zurückkehren, und dann werde ich so viele Krieger haben, daß ich selbst den Sultan nicht mehr zu fürchten brauche.“

Dem Engländer ist der Atem ausgegangen. „Und unser vieles Geld?“ stößt er mühsam hervor.

„Das ist gut angelegt, du siehst ja, daß wir die Deutschen vertreiben. Und einen anderen Inhalt hatte unser Vertrag, wenn ich nicht irre, nicht.“

Das Raubvogelgesicht zuckt zusammen. „Du wahnsinniger Hund“, schreit er so laut, daß Buschiri zurückweicht, „denkst du, wir wollen die Deutschen zum Spaß rausschmeißen, ohne uns nachher in die fertigen Betten zu legen? Oh, ich Rindvieh, gerade jetzt, wo die Deutschen alle Widerstände überwunden haben und ich bloß zuzugreifen brauchte, muß mir der Teufel gerade dich in die Quere schicken. — — Da hast du deinen Dank, dreckiger Sklave.“ Blitz-schnell zuckt die Nilpferdpeitsche des Engländers durch die Luft. Buschiri schreit auf und wischt sich das Blut von der Wange. Einen Augenblick steht er wie erstarrt, stiert auf die Hand und dann — Sebastian fährt ein eisiger Schreck durch die Glieder — dann springt er dem Engländer wie ein Tiger an den Hals. Mit einem Hieb seiner scharfen Zähne beißt er ihm die Kehle durch.

Mit der Linken bohrt er dem Zurücksinkenden unzählige Male den kleinen dünnen Dolch in den Körper.

Einen Augenblick beugt er sich über den Sterbenden. „Ich lasse mich nicht be-leidigen — und erst recht nicht von einem Engländer. Das, was Schakale und Hyänen für den Urwald sind, seid ihr für die Welt!“ Verächtlich tritt er ihn mit dem Fuß. Dann setzt er sich nieder, klatscht in die Hände und ruft dem ein-tretenden Neger zu: „Morgen früh, wenn die Sonne aufgeht, greifen wir an.“

*

Es ist später Abend. Wieder sind die Männer im Stationshause versammelt. Sebastian steht vor ihnen und spricht. Es ist so unglaublich, so überraschend, was der Junge den Männern mitzuteilen hat, daß sie ihn mit großen Augen anstarren. Dem langen Paulsen ist vor Staunen sogar die Piepe ausgegangen, was in den letzten Jahren noch nicht vorgekommen sein soll. So also liegen die Dinge. Jetzt wissen sie auch, warum sich die vielen Engländer hier herum-treiben. Sebastians Vater schüttelt immer wieder den Kopf und krault in seinen schwarzen Locken. „Es ist nicht zu glauben, was dieser Bengel alles anstellt.“

An Sebastians Bericht schließt sich eine lebhafte Debatte. Als man später auseinandergeht, nimmt Paulsen, der noch einen Gang um den in Eile auf-geworfenen Wall macht, Sebastian beiseite und flüstert ihm ins Ohr: „Geh nicht schlafen heut', nimm den Brown unter die Lupe und laß ihn nicht mehr aus den Augen. Wenn das so ist mit diesen Brüdern, muß man sich vorsehen.“

Der Junge strahlt. „Gerade das hatte ich vor.“

Am anderen Ende des Ortes liegt das Haus des Engländers Brown. Als Sebastian davorsteht, erscheint ihm alles tot und ausgestorben. Er setzt sich auf einen Erdhaufen und wartet. Es ist ihm klar, daß dieser Brown irgendwie im Zusammenhang mit seinem Erlebnis vom Nachmittag steht.

Es ist kaum ein halbes Jahr her, seit er zum ersten Male durch die Straßen der Stadt schlenderte, die Hände bis an die Ellenbogen in den Taschen, den Tropenhelm schräg ins Genick gezogen, und alle Augenblicke einem Neger, der sich ihm zu dicht näherte, einen Tritt mit seinen derben Stiefeln versetzte. Merkwürdigerweise hatten die Betroffenen zum großen Teil diese Behand-lung ruhig hingenommen, merkwürdig besonders deshalb, weil sie von den anderen Kolonisten so etwas nicht gewohnt waren.

Als Sebastian eines Abends einen kurzen Spazierritt in die Umgebung der Stadt unternahm, verdichtete sich das Geheimnis um Brown noch mehr. Der Junge kam zufällig an einem alten, halbverfallenen Schuppen vorüber, der

früher einmal den Karawanen Schutz vor Unwettern bieten sollte. Hier sah er eine merkwürdige Gesellschaft versammelt. Brown thronte auf einem Haufen von leeren Kisten, und um ihn herum tanzten Neger der verschiedensten Stämme, fast jeder eine Branntweinflasche schwingend. „Massa sein gut, Massa Herz haben für Negerlein. Germanis nix schenken, Neger trinken. Massa sein gut.“ Sebastian hatte den Kopf geschüttelt und gedacht: „Ein seltsamer Heiliger, erst tritt er sie, dann säuft er mit ihnen.“ Als er Brown dann angerufen hatte, bemerkte er deutlich dessen Unbehagen. Offenbar war es ihm unangenehm, hier angetroffen zu werden. Sebastian war bald darauf nach Pangani gereist und hatte nicht mehr an diesen Zwischenfall gedacht.

Jetzt, als er hier vor dem Hause sitzt, fällt ihm das wieder ein. Nun glaubt er auch zu wissen, wer hinter diesen Negern, die neulich bei der großen Versammlung gemeutert hatten, steht. „So ein Schuft“, denkt er, „kommt mit der dicken Brieftasche, die ihm irgendein Minister vollgestopft hat, hierher, um uns um das, was wir hart erarbeitet haben, zu betrügen!“

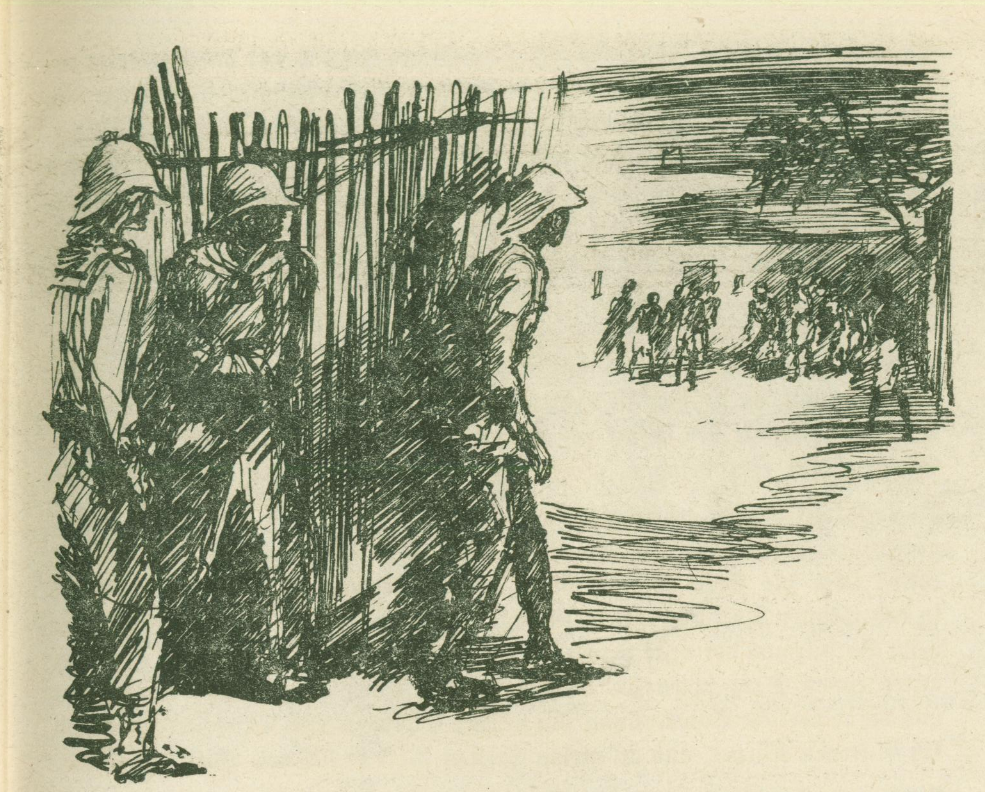
Plötzlich knarrt eine Tür in seiner Nähe. Er horcht auf. Eben tritt Brown etwa zehn Schritt von ihm entfernt auf die Straße. Er sieht sich nach allen Seiten um und biegt dann nach links ab, in die Stadt hinein. Geräuschlos, jeden Baum und jedes Haustor als Deckung benutzend, folgt ihm der Junge.

Brown trägt einen kleinen Koffer, und nichts von der sonst zur Schau getragenen Schlacksigkeit ist an ihm. Wie eine Katze schleicht er über fremde Höfe, die er an Stellen, die er seit langem erforscht haben muß, wieder verläßt, vermeidet die Hauptstraße, kennt die entlegensten Gassen, klopft an dieses und jenes Fenster, ohne irgendwo zu verweilen und lehnt sich dann an den Stamm einer dicken Akazie.

„Also doch“, schießt es Sebastian durch den Kopf. Deutlich erkennt man in etwa hundert Meter Entfernung die Umrisse des Provianthauses, in dem auch das Munitionsdepot untergebracht ist. Er weiß jetzt, was hier vor sich gehen soll. Leise gleitet er in die Nacht hinein und steht nach wenigen Minuten vor seinem Vater, der heute nacht die Wache hier hat.

„Es ist gut“, sagt er, „die Matrosen haben alle Ausgänge besetzt. Wir können die Meuterer ruhig in den Vorhof kommen lassen. — Komm in den Schatten, sonst sieht man uns.“

Und jetzt setzt eine unheimliche Bewegung ein. Über die Holzwand des Platzes, durch Tore und Nebenpforten fluten wie schwarze Wellen die Neger, katzenartig und lautlos, herein. Vor ihnen steht Brown, mit der Hand Zeichen gebend. Dann wendet er sich dem mitgebrachten Kasten zu und zieht eine lange Schnur aus der Tasche.



„Dynamit“, denkt Sebastian, „er will Vorrat und Munition vernichten. Außerdem würde die Stichflamme den halben Ort abbrennen können.“ Und er reißt seinen Revolver hervor, dessen Kugel sich mit schrillem Pfiff in den Arm von Brown bohrt. Im gleichen Augenblick blitzt von den vier Ecken des Vorplatzes taghell das bengalische Licht auf, das man vorsorglich dort bereitgelegt hatte. Die Neger werfen sich winselnd auf die Erde, während die Matrosen von allen Seiten mit aufgepflanztem Bajonett auf die Meuterer eindringen.

„Stirb, du junger Hund“, schreit Brown auf und legt seinen Karabiner, den er blitzschnell an die Backe gerissen hat, auf ihn an. Geistesgegenwärtig wirft sich der Junge zur Erde, und die Kugel durchschlägt die Lehmwand, vor der er eben noch gestanden hat. Rasend vor Wut, schleudert Sebastians Vater dem Engländer, der zum zweiten Schuß anlegt, einen schweren Bottich an den Schädel, so daß er mit einem dumpfen Aufschrei zusammenbricht.

Am anderen Morgen geht Buschiri mit seinen Leuten zum Angriff über. Er läßt sie breit ausschwärmen und umzingelt die Stadt. Aber die Verteidiger sind im Vorteil, denn sowohl zahlenmäßig als auch in Hinsicht auf die Be-

waffnung sind sie in der Übermacht. Die Ebene, die sich auf der Nordseite der Stadt ausdehnt, wird vollständig von den zwei Maschinengewehren beherrscht, hinter denen, zusammengekauert, etliche Matrosen jeden Vorstoß aufhalten.

Den Hafen verteidigen fünfzig treue Eingeborene unter Führung von einem Offizier, dem Sebastian wegen seiner Ortskenntnis beigegeben ist. Als der kurze, aber erbitterte Kampf mit der völligen Aufreibung des Angreifers beendet ist, lassen sie etliche Wachen zurück und stürmen zur Verteidigung an den Wall.

Hier, an einem Abschnitt des Eingeborenenviertels, hat sich der Kampf konzentriert. An vielen Stellen haben die Angreifer durch ihre zahlenmäßige Überlegenheit, da sie hier in dichten Haufen geballt die letzte Möglichkeit erblicken, tatsächlich den Wall genommen und schicken sich gerade an, in die innere Stadt einzudringen, als Sebastian mit seinen Leuten auf sie stößt.

Es entspinnt sich ein erbitterter Nahkampf; Mann gegen Mann stehen sie sich gegenüber, springen sich an wie die Tiger, beißen sich ineinander fest, stöhnen, rollen über die Erde, ächzen, töten, werden verwundet, bluten, krallen sich in den Gegner. Und von diesem Menschenknäuel begraben liegt Sebastian, der beim Vorstürmen der erste war, von der Wucht des Anpralls zu Fall gebracht, unter einem Berg schwarzer Leiber, der ihn durch die Schwere der Körper und die widerliche Ausdünstung fast erstickt. Ellbogen und Kniescheiben bohren sich in seinen Körper, und an vielen Stellen fühlt er sich von Blut überrieselt.

Aber er weiß nicht, von wem es ist, ob er selbst verwundet ist oder ob es von den Negern über ihm herabtrieft. Ein Frösteln durchläuft ihn, und dann schwinden ihm die Sinne.

Als er wieder zu sich kommt, liegt er daheim in seinem Bett. Langsam findet er sich zurecht. Sein Kopf schmerzt, und seine Glieder sind steif.

Die Mutter macht ihm gerade einen kalten Umschlag, als der Vater eintritt.

„Na Junge, wie geht's, alles überstanden?" Seine Augen leuchten, und er erzählt ihm, daß noch in letzter Minute eine Abteilung Matrosen von einer anderen Stelle des Walles zu Hilfe kam, so daß man den Durchbruch der Schwarzen stoppen konnte. Sofort war ein Teil der Männer den Eindringlingen nachgestürmt und vor dem Stationsgebäude auf die Kämpfenden gestoßen. Nun von zwei Seiten angegriffen, konnten die Leute Buschiris bald überwältigt werden. Als man sie gefesselt und abgeführt hatte und den Verwundeten seine Aufmerksamkeit zuwandte, fand man auch Sebastian, der schon halb erdrückt und erstickt war. „Aber", fährt der Vater fort, „so ein Bengel wie du wird ja bald wieder ‚kriegsfähig' sein."

Sebastian sieht ihn fragend an. „Kriegsfähig? Müssen wir weiterkämpfen, ist Buschiri nicht geschlagen?"

Der Vater schüttelt nachdenklich den Kopf. „Der Bursche ist zäh. Zwar haben wir den Angriff zurückgeschlagen, aber aufgegeben hat er es noch nicht. Er hat sich in das Dorf Kaule zurückgezogen, wo er ein befestigtes Lager errichtet hat. Von hier aus plündert er die Umgebung und hat schon wieder verschiedene, allerdings weniger gefährliche Angriffe gegen uns unternommen." —

„Daraus werde ich nicht klug, wie kann er seit gestern ein befestigtes Lager besitzen und schon wieder angegriffen haben?" Jetzt lächelt der Vater und setzt sich auf den Rand von Sebastians Bett.

„Seit gestern", sagt er, „Junge, du liegst seit sieben Tagen ohne Besinnung ..." —

„Wir hatten solche Angst um dich", fügt die Mutter hinzu. „So ein Stich in die Brust kann sehr gefährlich werden." Sebastians Hand tastet unter die Bettdecke. „Ja, ja, Dr. Heykens sagt, ein paar Zentimeter nach rechts, und das Herz wäre getroffen gewesen."

Erst jetzt fühlt Sebastian, wie schwach er ist, doch er lächelt. „Unkraut vergeht nicht." —

„Oder, was gut ist, hält sich!" ruft Paulsen, der eben unbemerkt in das Zimmer getreten ist.

*

Vier Monate sind vergangen. Sebastian ist seit Wochen wieder gesund. Er tut seinen Dienst wie alle Männer, steht am Tage oder nachts Posten am Wall, nimmt an den Gefahren teil, die sich aus wütenden Angriffen Buschiris auf die Stadt ergeben oder ist auf dem Stationsgebäude zu finden, wo er seit seiner Genesungszeit, als er noch keine körperliche Arbeit leisten konnte, die Verteilung der Lebensmittel übertragen bekommen hatte. Dabei waren ihm beunruhigende Gedanken gekommen. Erstens sah er täglich mit größerer Gewißheit, daß die aufgespeicherten Vorräte, die für eine so lange Belagerungszeit nicht berechnet waren, bald dahingeschwunden sein würden — und dann dachte er an die Lebensmittel, die Mrigadi inzwischen für ihn aufgespeichert haben würde, und die abzuholen es schon längst an der Zeit war. Hatte er die Behinderung, die ihm aus seiner Verwundung entstanden war, bis dahin mit Ruhe ertragen, so konnte er jetzt nicht mehr den Tag erwarten, wo der Arzt ihm gestatten würde, zu dieser beschwerlichen Reise auszuziehen. Endlich ist es soweit. Ganz allein macht er sich eines Nachts auf den Weg. Er hat Glück, es ist stockdunkel, und ohne Hindernisse kann er die Postenkette

Buschiris passieren. Als er dann die Furt mit den drei Palmen am Wami erreicht, ist die Freude groß. Mrigadi selbst ist dort eingetroffen, um zu sehen, ob sein junger Freund den Proviant noch immer nicht abgeholt hat, denn schon längst hätte er die zweite Lieferung herbeischaffen können. Sebastian berichtet dem Häuptling von allem, was inzwischen geschehen ist. Auch das belauschte Gespräch zwischen dem Engländer und Buschiri verschweigt er nicht. Und nun stellt sich heraus, daß es in der ganzen Umgebung von englischen Agenten gewimmelt hat. Überall seien sie gewesen und hätten die Negerfürsten aufgehetzt. Auch bei Mrigadi sei eines Tages ein solcher Kerl erschienen und habe versucht, ihn von der Schlechtigkeit der Deutschen zu überzeugen.

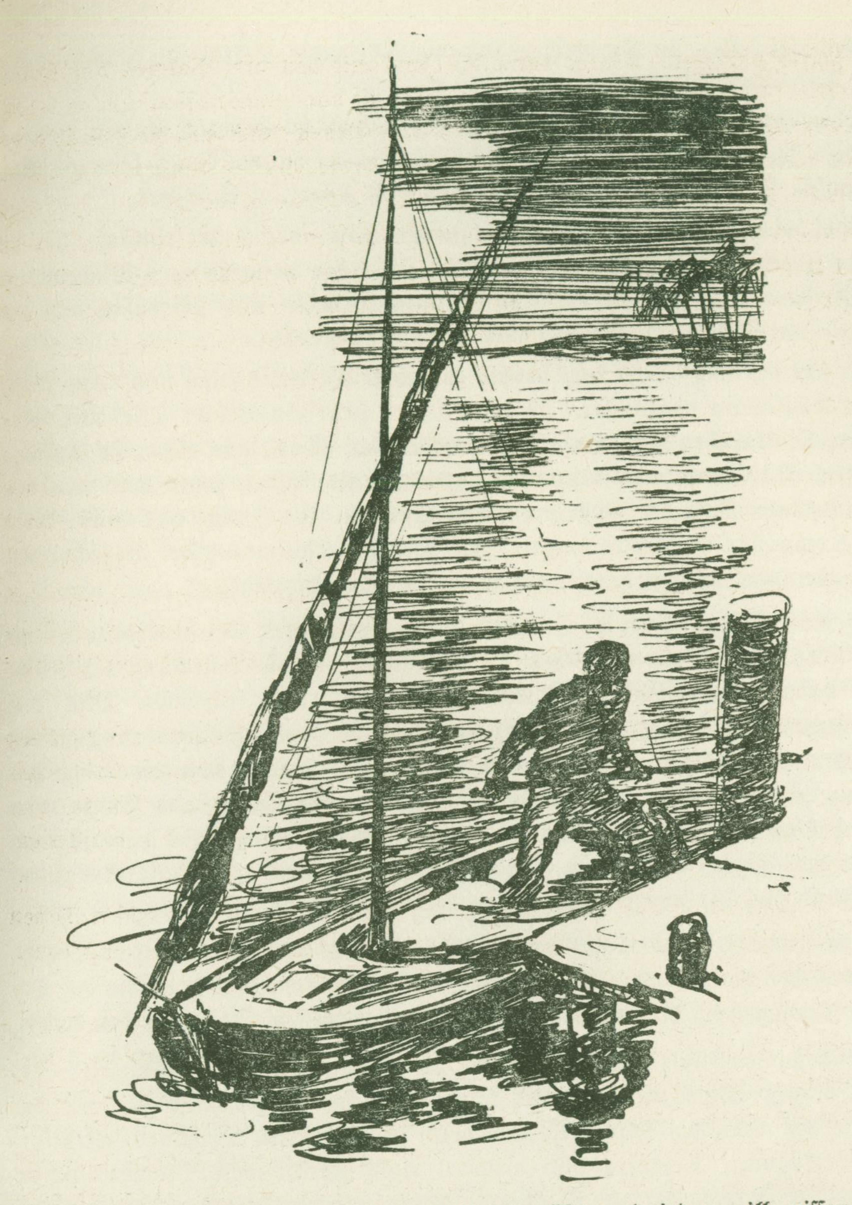
Mrigadi grinst breit. „Ich aber besser wissen wer ist gut und wer nicht... haben ihm auch gesagt... zu böse Teufel wir ihn haben geschickt... er vornweglief durch hohes Gras und Krieger hinter mit giftiges Pfeil und Keulen."

Aber er weiß noch mehr zu berichten. Der Kaufmann, zu dem Sebastian ihn geschickt hatte, hatte ihm Nachrichten für den Jungen mitgegeben. Danach war zwei Monate nach dem Ausbruch des Aufstandes ein Vertrag zwischen Deutschland und England geschlossen worden, um die Küste gegen die Einfuhr von Kriegsmaterial blockieren zu können.

„Verfluchte Hunde", brummt Sebastian, „erst bringen sie einem die Pest ins Haus, und dann spielen sie den Doktor. Scheinheilige Bande, was haben wir davon, wenn sie die Küste blockieren und über das Hinterland Waffen aus ihren Kolonien einschmuggeln; neuerdings hat Buschiri sogar ein Maschinengewehr."

Aber Mrigadi weiß auch zu berichten, daß man in Sansibar in diesen Tagen das Eintreffen eines vom Deutschen Reich eingesetzten Offiziers erwartet, der die Aufgabe hat, den Aufstand überall niederzuschlagen.

Des Jungen Herz schlägt bei diesen Worten höher. Er fühlt die Gewißheit, daß man sie zu Hause nicht vergessen hat und weiß: ihre mühsame Verteidigung ist nicht umsonst gewesen. Es gilt aber, noch solange auszuhalten, bis die Entsetzung erfolgt. Und plötzlich schießt ihm ein Gedanke durch den Kopf: „Man müßte dabei sein, man müßte es irgendwie drehen können." Und nachdem er noch eine Weile überlegt hat, ist es ihm klar. Er wird ganz einfach, wenn er von dieser Unternehmung zurückgekehrt ist, in seinem Boot nach Sansibar hinübersegeln, wo er die Ankunft des Kommissars abwarten will. Schnell werden die Träger beladen, er verabschiedet sich in feierlicher Zeremonie von Mrigadi, und bald ist die kleine Karawane in einem Meer von hohen Gräsern verschwunden.



In der Stadt wird er mit lautem Hallo begrüßt, und jeder will wissen, wie er es fertiggebracht hat, sich selbst, zwanzig Träger mit Proviant und die sie begleitenden Krieger durch die Sperre zu schmuggeln. Aber noch größer wird die Freude, als er von der bevorstehenden Erlösung spricht. Mrigadis Krieger erhalten eine leere Hütte und einen großen Kübel Palmenwein. Bis zur

Befreiung sollen sie hierbleiben und auf Mrigadis Befehl mit ihnen gegen die Aufrührer kämpfen.

Als es dunkel geworden ist, schleicht sich Sebastian heimlich in den kleinen Hafen, löst sein Boot vom Kai und rudert leise in die Nacht hinaus. Als er außer Sicht ist, setzt er das Segel und hält Kurs auf Sansibar.

Als er nach vielen Stunden in den flachen Hafen der Stadt einläuft, hat er zwar zweiundzwanzig Seemeilen hinter sich, aber da er stetigen Rückenwind hatte, konnte er das Steuer für Stunden festlegen und sich ruhig auf die Matte am Boden des Kahnes zum Schlafe ausstrecken.

Jetzt sitzt er, nach einem kurz vorher genommenen Bade frisch und ausgeruht, dem Kaufmann gegenüber. Zwischen ihnen steht ein kleiner Tisch mit zierlichen Mokkatassen und eiskaltem Trinkwasser. Das tiefe Gewölbe spendet reichlich Kühle, die man besonders angenehm empfindet, wenn man von der heiß-feuchten Luft der Außenwelt hier eintritt. Der Junge hat Glück, denn der Kommissar ist bereits eingetroffen, und der Kaufmann, der Beziehungen zum Konsulat hat, ist bereit, ein Wort für ihn einzulegen.

So kommt es, daß er etliche Stunden später, groß, stark, sonnenverbrannt und mit strahlenden Augen vor dem Offizier steht, der die Befreiung der Küste und damit seiner Vaterstadt durchführen soll. Der forschende Blick des Mannes ruht auf dem Jungen, der ungezwungen seiner Aufforderung gemäß von dem Schicksal der eingeschlossenen Stadt und bescheiden von seinen eigenen Abenteuern berichtet. „Donnerwetter", sagt er zum Schluß, „da könnte man ja fast blaß werden vor Neid, aber", fügt er lachend hinzu, „ich habe ja auch schon drei große Expeditionen glücklich überstanden." Er hält Sebastian die Hand hin, der sofort einschlägt.

Als sie etliche Zeit später auf der schattigen Veranda sitzen und auf das bunte Treiben des Hafens und des Marktes hinunterblicken, sagt der Ältere: „Ich habe inzwischen in Mozambique noch dreihundertfünfzig Sulus werben lassen.

Die sechshundertfünfzig Sudanesen, die ich von Ägypten mit heruntergebracht habe, dazugerechnet, ergeben etwa tausend Mann. Außerdem stehen mir die Schiffe des deutschen Blockadegeschwaders, das Admiral Deinhard befehligt, zur Verfügung. Kommen also nochmal rund zweihundert Marinesoldaten hinzu. In Daressalam und Bagamojo stehen meinen Informationen zufolge noch achtzig Askaris bereit. Ich denke also, daß wir diesen Buschiri gründlich überrumpeln werden."

„Auf diesen Tag freue ich mich seit langem und bin glücklich, daß es nun bald so weit ist", meint Sebastian.

Es ist der 6. Mai 1889. Der Reichskommissar, Premierleutnant Wißmann, ist mit seinen Truppen in der Nähe von Bagamojo an der Küste gelandet. Sebastians Gegenwart ist jetzt sehr nützlich, seine genauen Kenntnisse des Landes machen ihn zum wertvollen Ratgeber und infolge dieser guten Informationen kann der Kommissar bereits nach zwei Tagen zum Angriff auf das Dorf Kaule übergehen, um Buschiri aus seiner festen Stellung zu verdrängen.

Hei, das gibt einen Kampf! Mit lautem Hurra stürmen die Truppen Wißmanns, die sich in den frühen Morgenstunden bis dicht an das Lager herangeschoben haben, die Befestigung. Es entspinnt sich ein langer und heißer Kampf in dem es den Meuterern nicht gelingt, ihre Stellungen zu halten. Sie werden total aufgerieben.

Wißmann und Sebastian sind, Schulter an Schulter kämpfend, bis in die Dorfmitte vorgedrungen. Mit etwa zwanzig Marinesoldaten brechen sie jetzt den Widerstand der Neger, die einen dichten Ring um eine Hütte in der Mitte des Platzes bilden.

„Darin steckt Buschiri!" schreit Sebastian und stürmt blitzschnell durch eine Lücke im Ring der Verteidiger, reißt die Tür auf und... noch bevor seine Augen sich an das Halbdunkel gewöhnt haben, erhält er einen wuchtigen Schlag auf den Kopf, daß ihm für einige Sekunden Hören und Sehen vergeht.

Als er weiterstürmt, ist es schon zu spät. Mit einem gewaltigen Satz springt Buschiri aus dem Fenster, und ehe sich die Soldaten auf ihn werfen können, hat er sich, in jeder Hand einen Dolch schwingend, einen Weg gebahnt — durch die Reihen seiner eigenen Leute. Wie ein Blitz zuckt er hin und her, keine Kugel kann ihn treffen, kein Schlag erreicht ihn, und plötzlich ist er den Blicken seiner Verfolger entronnen.

Wißmann bleibt stehen. Er knirscht mit den Zähnen: „Verflucht, der Kerl ist uns entwischt". Und zu Sebastian gewendet, der eben neben ihm erscheint, fährt er fort: „Aber das weiß ich: eines Tages wird er baumeln, und der Tag ist nicht mehr weit".

Nach der Flucht ihres Führers geben die Rebellen den Widerstand auf, teils folgen sie dem Beispiel ihres Häuptlings, teils werfen sie die Arme in die Luft und lassen sich entwaffnen.

Mit einem Stoßtrupp säubert Sebastian die Umgebung der Stadt von den Sperrposten, soweit sie nicht schon selbst die Flucht ergriffen haben. Von der Stadt stürmen jetzt die Männer, die mit Fernrohren die Säuberungsaktion verfolgt haben, herüber.

Sebastian, der seinen Vater unter ihnen erkennt, eilt auf ihn zu und umarmt

ihn voller Rührung. „Siehst du, Vater, unser Ausharren ist belohnt worden. Deutschland hat uns nicht vergessen!“

Aber vorläufig hat Sebastian noch keine Ruhe. Es ist noch viel Arbeit zu leisten. So schließt er sich Wißmann an, als dieser nach Sadani zieht, um den Aufstand des Useguhahäuptlings Bana Heri niederzuwerfen. Hier hatten die Engländer sich arg verrechnet. Denn die Rebellen hatten auch verschiedene englische Untertanen getötet.

Noch ein halbes Jahr zieht sich der Kampf hin. Zwar hat Wißmann bereits nach drei Monaten hartnäckigen Kampfes die Stadt Pangani zurückerobert und die Küste gesäubert, aber noch immer befindet sich Buschiri auf freiem Fuß. Den Reden der Eingeborenen zufolge hält er sich im Norden auf.

Seit vielen Wochen durchstreift Sebastian mit einer Gruppe von Eingeborenen die Massai-Steppe und dringt eines Tages nach Kwamkoro vor. Als sie sich dem Ort nähern, kommen ihnen die Eingeborenen in feierlichem Zuge entgegen.

„Hier ist irgend etwas passiert“, denkt Sebastian, „was wird es nur sein?“ Auf alles mögliche rechnet er, aber seine Neugier wird auf eine lange Folter gespannt. Erst als sie sich nach einem saftigen Braten, den man ihnen zu Ehren frisch am Spieß bereitet hat, in den Schatten der Häuptlingshütte zurückgezogen haben, lüftet sich das Geheimnis. Nach langen Reden stellt es sich endlich heraus, daß die Eingeborenen, die den Deutschen treu ergeben sind, auf einem ihrer Jagdzüge einen versprengten Teil von Buschiris Leuten angetroffen und gefangengenommen haben.

Der Häuptling führt Sebastian an einen alten Lehmbau heran und öffnet ein Fenster. Der Junge sieht im Halbdunkel der Hütte etliche gefesselte Gestalten; er betrachtet sie einen Augenblick und will sich schon abwenden, als sein Blick auf einen stolz und aufrechtstehenden Menschen fällt, der ihn höhnisch mustert. In fast fehlerfreiem Deutsch ruft er ihm zu: „Holt ihr mich endlich? Habe schon lange auf meinen Galgen gewartet!“ Und langsam, wie zu sich selbst, fährt er fort: „Ein großes Reich wollte ich schaffen. Aber ich bin verraten worden“.

„Buschiri!“ ruft Sebastian aus.

*

Am 15. Dezember 1889 wurde der von den Engländern aufgeputschte, aber dann verratene Halbblutaraber gehängt.

Ende.

Kolonial-Bücherei

Heft 1 **Die Fünf von der „Windhuk“.** Im Rettungsboot über den Ozean

Heft 2 **Nashornjagd am Kilimandscharo.** Eine Tierfangexpedition für die ägyptische Regierung

Heft 3 **Flucht aus Rio.** In Gibraltar von den Engländern von Bord geschleppt

Heft 4 **Dynamit für die Ugandabahn.** Ein Husarenstück unserer Schutztruppe

Heft 5 **Vergeltung für Daressalam.** Kreuzer „Königsberg“ vernichtet das britische Kriegsschiff „Pegasus“

Heft 6 **Das stumme Haus an der Steppe.** Zwei Deutsche im Kampf gegen Hereros

Heft 7 **Die Nacht am Krokodilfluß.** In Südafrika vom Krieg überrascht

Heft 8 **Der Zauberer von Dorovambo.** Ein Deutscher enthüllt das Geheimnis um Brovius

Heft 9 **Tanga bleibt unser.** Die Niederlage der Engländer nach ihrer Landung in Ostafrika

Heft 10 **Flucht durch Afrikas Himmel.** Im Sportflugzeug von Kenya zur Küste

Heft 11 **Um die letzte Flasche Wasser.** In Südwest vom Sandsturm ereilt

Heft 12 **Der König der Dschungel.** Auf der Suche nach Zwergelefanten

Heft 13 **Die „Erlangen“ in der Südsee.** Ohne Kohlen nach Chile

Heft 14 **Van Geldern, der Verräter.** Kämpfe an der Kenya-Grenze

Heft 15 **Im Schatten des Ruwenzori.** 4000 Kilometer quer durch Afrika

Heft 16 **Schwarze Hände, weiße Trommeln.** Die Niederwerfung einer Negerrevolte im Kongobecken

Heft 17 **Dakar war die Hölle.** Hinter Stacheldraht in französischem Konzentrationslager

Heft 18 **„Albatros“ im Kampf mit Kannibalen.** Strafexpedition eines deutschen Kreuzers in der Südsee

Heft 19 **Der Meldereiter von Omaruru.** Das Schicksal deutscher Farmer während des Hereroaufstandes in Südwest

Heft 20 **Im Einbaum gegen Wale.** Jagd mit Eingeborenen vor Afrikas Küste

Heft 21 **Standgericht am Njassa.** Der Negerhäuptling Nkajala wird unschädlich gemacht

Heft 22 **Kampf um Bagamojo.** Die Niederwerfung des Negeraufstandes in Deutsch-Ostafrika durch Wißmann

Heft 23 **Gegen Gorillas in Kamerun.** Ein Jagderlebnis in den Urwäldern Zentralafrikas

In der Folge erscheinen

Die tolle Nacht von Ovambije – „Emden“ auf Kaperfahrt – Wasser für Taveta – Geschützdonner über dem Tanganjika – Roter Adler über Afrika – Überfall in den Lebombo-Bergen Plüschow über Tsingtau – Der Taucher von Manono – Das Geheimnis der Zinn-Mine Die Schiffswerft im Urwald – Überlandflug in Südwest – In den Krallen der Leopardenmänner

Jede Woche erscheint regelmäßig ein weiteres Heft

Jedes Heft **20** Pfennig